

## DER BAUER

Ich war Kind in einer Zeit, da der Bauer noch Sämann und Ernter und nicht wie heute Planer, Händler, Forscher, Geschäftsmann und Computerfachmann war. Er liebte sein Land. Seine Werteskala bestimmten Feld, Weingarten. Wie Abstand folgten Kind und Frau. Sein Schuhwerk war nicht Markenware, seine Brust zierte kein grünes Krokodil, von Blue oder Black Jeans hatte er keine Ahnung. Sein Wirkungskreis bedurfte keiner Buchhaltung, keines Computers, keines Fax-Gerätes und keines Mobiltelefons. Es genügten ihm ein Tintenblei, mit dem er die wichtigsten Daten auf der Rückseite des Wochenkalenders eintrug, und ein Stück Kreide, um die Zeiten der Deckung von Sau und Kuh an der Innenseite der Kastentür zu notieren. Und was das Bemerkenswerte war: Der Bauer wurde für die Fechsung bezahlt und nicht für das Brachen der Äcker. Seine Kultur war eine bebaute und nicht eine geförderte. Demnach müsste heutzutage so mancher Bauer nicht Bauer, sondern Förder heißen.

Einen Ackergang hatte der Bauer. Einen sparsamen Schritt hatte der Landmann. Durch weites Ausschreiten sparte er Schritte. Die Arme setzte er wie Ruder ein, so sie nicht durch das Tragen von Werkzeug behindert waren. Er schwang beim Gehen den gesamten Körper mit, so dass sein Trab ein musikalischer war, den er noch mit fröhlichem Pfeifen untermalte. Die Gummistiefel, in denen die Bauernfüße steckten und die tatsächlich aus Gummi bestanden und nicht aus Kunststoff, wie sie heutzutage zu sein pflegen, und die stets einige Schuhnummern größer eingekauft waren, um linnenen Schweißblappen an den nackten Füßen Platz zu schaffen, machten weites Ausschreiten nötig, damit die Stiefelschäfte einander nicht berührten. Freilich: Nicht das Gehen an sich war es, das dem Bauern zu schaffen machte, sondern die Umstellung auf feineres Schuhwerk. Und das städtische Pflaster. Auch war der Bauer gewohnt, seinen Hut weit aus der Stirn zu schieben, gerade so, dass er noch am Kopf festhielt, so dass er genügend Luft bekam und unter der Krempe nicht gar zu arg schwitzen musste. Auch hatte der

Bauer damals den Sinn für die Natur noch nicht verloren: Baumkronen und Wolken und Sonne ließen sich nur einfangen, wenn er die Krempe seiner Schirmkappe oder seines Strohhutes weit hinaus geschoben hatte, sozusagen über die Ehestandsecken hinaus, wie man landläufig die angehende Glatze zu bezeichnen pflegte. In der Stadt nun trugen wiederum die feinen Herren die Hüte tief in die Stirn gezogen, um sich vor der mörderischen Sonnenhitze, die im Widerstreit mit den städtischen Pflastersteinen doppelt heiß glühte, zu schützen. Also fuhr der Bauer nur in die nahe Stadt, wenn es absolut nicht zu vermeiden war, wenn ein Ferkelmarkt abgehalten wurde, an Wagen oder Schlitten Etliches zu richten war, wenn er ungefähr alle fünf Jahre eine neue Schirmkappe brauchte, weil die alte schon allzu speckig war und die Seinige nicht aufhörte, ihn aus diesem Grund zu sekkieren. Wenn er neue Gummistiefel brauchte, weil die alten zerschnitten waren, an Regentagen oder wenn er Weib und Schwiegermutter mit dem schönen Steirerwagerl oder dem Rossschlitten zum Markt bringen musste. Diese Gelegenheit nutzte der Bauer gleich aus und leistete sich ein Gulasch und ein Bier im Stadtwirtshaus.

## ICH BIN EIN KIND VOM MANHARTSBERG

Die Aussiedlungsgeschichte des Döllersheimer Ländchens meiner Eltern hing wie ein Damoklesschwert über mir. Mussten sie doch 1938 Haus und Hof und Feld und Wald zugunsten eines Truppenübungsplatzes zurücklassen. Der Mythos Manhartsberg umfing mich seit frühester Kindheit. Das Wort Manhartsberg zerfloss förmlich auf meiner Zunge, ich malte mir den Berg in den schillerndsten Farben aus und wagte doch letztlich niemanden zu fragen, wo er denn liege. Als Kind stellte man damals keine Fragen. Was einem nicht gesagt wurde, wusste man eben nicht. Erwachsene gaben sich sparsam in der Sprache, die einem ja von der Arbeit ablenkte. Erst nach getaner Arbeit, am Abend oder an Sonn- und Feiertagen, gab man sich dem geschriebenen oder gesprochenen Wort hin, müde von einer unüberschaubaren Anzahl von Tätigkeiten auf dem bäuerlichen Hof, im Stall, im Schuppen, im Stadel, in den Gärten vor dem Haus, hintaus und auswärts auf dem Feld, in den Weingärten, in Presshaus und Keller und nicht zu letzt im freiwilligen Einsatz im Ort und in der Kirche. Kinder hatten in der Arbeitswelt ihren selbstverständlichen Platz. Für sie war die Arbeit doppelt schwer. Was für die Erwachsenen ein paar Handgriffe nebenbei waren, konnte für das Kind schwere Arbeitslast bedeuten. Was aber das Bitterste für sie war: Später konnte oder wollte sich niemand mehr an deren Hilfe auf den Bauernhöfen erinnern. Der Einsatz der Kinder stand wahrscheinlich in keinem Verhältnis zur tatsächlichen Arbeitsleistung. Und doch hatten wir Landkinder es gut im Gegensatz zu den Bergbauernkindern seinerzeit in den österreichischen Alpen, die »verhausiert«, also als Kindersklaven zur Arbeit geschickt wurden, um zum Überleben der Bergbauernhöfe beizutragen! Man wurde durch Sprichwörter und Redensarten geprägt, mit Hilfe von Schlägen auf die rechte Bahn gebracht, man musste »spuren«, also in die Spur der Erwachsenen treten. Wehe denen, die dies nicht taten! In einer Zeit des Aufbaues, des Wiederaufbaues, hatte man für

die Kinder und deren Fragen keine Zeit. Das spürte man als Kind unwillkürlich und stellte keine. Man begrub diese im Inneren, schuf sich eine intime Welt, von der man niemandem Kunde brachte. Der Freundin wagte man nichts daraus zu erzählen aus Scham, ausgelacht zu werden. Die Geschwister hätten vielleicht etwas verstanden, aber es nicht wissen wollen. Der Mutter erzählte man aus Rücksicht nichts, und zu Vätern hatte man zur damaligen Zeit sowieso einen respektierlichen Abstand gehabt, auch dann, wenn diese nicht so wie mein Vater durch die Aussiedlungsproblematik krank geworden waren.

So schuf auch ich mir meine kindliche Phantasiewelt, die ich oftmals von der wahren Welt kaum zu unterscheiden vermochte. Schwer fand ich mich in der so genannten realen Welt mit Krieg und Totschlag, Verleumdung und Streit, zurecht. Und weil ich über die Maßen an der Ungerechtigkeit der Welt litt, begann ich mich an Gottes Güte zu klammern, indem ich mich in eine innige Frömmigkeit hinein lebte. Ich begann hellhörig zu werden für die Theorie des Christentums als Lebenshilfe. Auch hörte ich aufmerksam auf die Erfahrungen Älterer. So schuf ich mir zusätzlich eine Welt der kindlichen Philosophie.

Apropos Mythos Manhartsberg: Früh waren wir mit Joseph Misson, dem berühmten Lehrer- und Priesterdichter des Manhartsberges, vertraut gemacht worden, gleichsam als Benimm- buch wurde »Da Naz – a niederösterreichischer Bauernbui geht in d' Fremd« von Eltern und Lehrern zum Wohl der Kinder eingesetzt. Mythos Manhartsberg und Misson haben mich also mündig gemacht und möglicherweise die Weichen zu meinem mündlichen, malerischen und schriftlichen Schaffen gesetzt.

## HINEINGEBOREN IN DIE KRIEGSZEIT

Obwohl in die Kriegszeit hinein geboren, kann ich mich natürlich nicht bewusst an Kriegsereignisse erinnern. »Schiach wie da Kria(g).« So sagte man. Damals hatte der Satz reale Bedeutung. Man hatte den Krieg eben hautnah vor Augen. Die Mütter hatten sich geärgert und gekränkt, wenn bei Bombenalarm die Väter mit den größeren Kindern zu den Luken gerannt und darin verschwunden waren, während sie in der Hitze des Gefechtes die Mütter mit den Kleinkindern zurück gelassen hatten. Sie waren sicher treue Ehemänner und Väter, aber in den Augenblicken des Schreckens und der Angst waren ihnen anscheinend die Hemden näher als die Röcke gewesen. Die Geschichte erzählt, dass in Österreich zwischen August 1943 und Mai 1945, als ich seelenruhig in den Windeln und oft im Hauskeller-Versteck schlief, auf österreichisches Gebiet immerhin 120.000 Tonnen Bomben abgeworfen worden waren. Insgesamt starben 30.000 Menschen dabei. In Wien zerstörten 53 Luftangriffe ein Drittel aller Häuser und töteten rund 9000 Menschen. Aus der Geschichte weiß ich auch, dass 1946/47 der Winter mit aller Härte zugeschlagen hatte und es zu verschärften Schwierigkeiten, besonders in der Stadt, gekommen war, die noch lange mit dem Beseitigen der Trümmer beschäftigt sein sollte. Thema Numero eins war natürlich die Ernährung. Auf dem Wiener Heldenplatz war Korn angebaut worden, auf dem Schwarzenbergplatz wuchsen Erdäpfel. Die wichtigste Nachricht war der »Lebensmittelaufruf«, minutiös auf Dekagramm berechnet und in Tageskalorien ausgedrückt. Damals war man jedenfalls froh, auf dem Land leben zu können, wo es zumindest keinen Hunger gab. Die Höfe im Dorf waren sowohl von selbst ernannten Onkeln und Tanten aus Wien als auch von fremdländischen Hilfskräften bevölkert. Für uns Kinder gab es Holzspielzeug und winzige Mengen an Süßwaren. In meinem Haus wurden diese gerecht zwischen den vier Geschwistern aufgeteilt. Wir übten Verzicht, in dem wir ab und zu ein Zuckerl in die selbst erfundene Zuckerlkassa warfen. Hatten wir keinen Zuckerlvorrat mehr, wurde der Inhalt der

Kassa wieder auf alle vier Geschwister aufgeteilt. Im Advent und zu Weihnachten duftete trotzdem das ganze Haus. Es war ein »kleines Leben«. Aber man war froh, dass die Zeit der Bombenangriffe vorüber war, dass viele Familien wieder zusammen waren, aber es saßen noch Zehntausende in den Lagern, Millionen Menschen waren in Europa unterwegs auf der Suche nach neuer Heimat. Und 1945, ich war eineinhalb Jahre alt, wurde die berühmte trostreiche legendäre Weihnachtsrede von Bundeskanzler Leopold Figl übers Radio gesendet: »Ich kann euch zu Weihnachten nichts geben. Ich kann euch für den Christbaum, so ihr überhaupt einen habt, keine Kerzen geben, kein Stück Brot, keine Kohlen zum Heizen, kein Glas zum Einschneiden. Wir haben nichts. Ich kann euch nur bitten. Glaubt an dieses Österreich.« Diesen Ratschlag haben meine Vorfahren befolgt und waren fortan in selbstverständlicher Verantwortung für das Vater- und Mutterland tätig. Mich selbst begleitete Figls Weihnachtsrede ein Leben lang, bis ich sie endlich in meinem Buch »Weihnachtsmann & Weihnachtsfrau« ins neue Jahrtausend übersetzte: »Glaubt an das neue Europa!« Zu Leopold Figl hatte ich eine besondere Verbindung, war es doch dieser Politiker, der mir 1960 anlässlich der Aufnahme in den Chor »Jung-Wien« im Marmorsaal in der Wiener Herrengasse das Abzeichen angesteckt hatte.

Doch noch einmal zurück zu den Kriegswirren. Mit Druck-erlaubnis erhielt ich berührende Schulaufsätze eines älteren Dorfbewohners namens Eduard, der zur Zeit meiner Geburt, 1943/44, die 1. Klasse Hauptschule in einem Weinviertler Markt besuchte. Er schrieb: »Früher hatten es die Kinder leicht. Sie brauchten nur für sich selbst zu lernen. Jetzt im Kriege ist es aber anders. Wir sammeln Kork, Hadern, Kastanien, Metall, Heilkräuter, Gummi, Altpapier, Alteisen, Knochen. So helfen wir dem Führer siegen. Aus Altstoff wird Rohstoff erzeugt. Aus Alteisen Geschütze aller Art, Panzer, Munition und Flugzeuge. Aus den Knochen gewinnt man Schmieröl für die U-Boote... Mit 24 Kilogramm Kastanien schleppte ich mich schon sehr ab, aber das machte mir nichts aus. Jetzt sind wir eben auch im Kriegseinsatz. Also müssen wir auch fest schaffen, denn unsere Parole heißt »Siegen!«

Ein zweiter Aufsatz erzählt von fragwürdigen Erziehungsmaßnahmen, die ich noch am eigenen Leib erfahren habe. Er trägt den Titel: »Als ich einmal Schimpfer kriegte«:

»Einmal, als ich im Sommer um neun Uhr nach Hause kam, hat mich meine Mutter so geschlagen, dass sie den Waschkochlöffel abgebrochen hat, und dieser ist ihr noch an den Kopf gefallen. Das merkte ich mir sehr gut und komme nimmer um neun Uhr nach Hause. Das hatte mir nämlich sehr weh getan. Das vergesse ich mein ganzes Leben nicht. Wie ich in der Früh, aufgestanden bin, konnte ich fast nicht gehen. Einmal schlug ich eine Schüssel zusammen, und da hätte sie mich hinaus gesperrt. Ich war guter Dinge, kletterte beim Fenster wieder hinein und ging schlafen. In der Früh bin ich durch die Küche hinaus gegangen, habe mich angezogen und bin in die Schule. Die Mutter hat gar nicht mehr daran gedacht.« Zu guter Letzt ein dritter Schul-Aufsatz mit dem Titel »Klassenfeier«:

»Am Dienstag feierten wir den 9. November. Der Fachlehrer zeichnete eine Hakenkreuzfahne an die Tafel und schrieb dazu: ›9. November 1923-1943‹. Zuerst sangen wir das Lied ›Auf, hebt unsre Fahnen‹. Auf der Treppe standen fünf Jungen und der Fachlehrer. Nun sprachen Schidl und Grandauer die Sprüche ›Ohne Kampf‹ und ›Gott segne die Arbeit‹. Sodann erzählte der Fachlehrer, wie schon vor zwanzig Jahren der Führer Deutschland befreien wollte. Sechzehn seiner Getreuen opferten dafür ihr Leben. Hierauf verlas Wunsch die Namen dieser Toten. Er schloss mit den Worten: ›Und ihr habt doch gesiegt!‹ Danach trugen Paulich und Heimer die Verse vor: ›Ich bin ein Funke.‹ Zum Abschluss ertönten die Lieder der Nation und ein dreifaches Sieg-Heil auf den Führer.«

Ich danke heute noch Gott, dem Allmächtigen, dass ich damals noch in den Windeln lag.

Maikäferklauben mussten wir allerdings noch in meiner Volksschulzeit mit dem Lehrer. Und ich zeigte mich tapfer bei dieser schrecklichen Aufgabe. Hätte ich Furcht gezeigt, hätten dies die derben Buben sofort überrissen und wären jäh über mich gekommen, um mir die Maikäfer zu Hauf in den Kragen zu stopfen.

## MYTHOS MYSTIK MYSTERIUM MANHARTSBERG

Mythos Manhartsberg.

Er schwebte über meiner Kindheit.

Manhartsberg. Welch ein Wort! Ein Berg nicht. Mehr. Ich ahnte es, ohne es zu erfragen, dass es ein Gebirgszug war. Das Manhartsgebirge eben. Götter, Helden, Dämonen wohnten in ihm. Sagen rankten sich an ihm empor, Gedichte schlangen sich um ihn herum.

Mystik Manhartsberg.

Ich schloss die Augen, wenn ich das Wort dachte, ja meditierte, ging in die Tiefe, ging in mich, tauchte ein in die Geheimlehre. Manhartsberg. Geheimnisvoll. Dunkel. Wundersam. Ich geriet förmlich ins Schwärmen, in Trance, in einen Wirbel, wenn ich Manhartsberg auf der Zunge zergehen ließ.

Mysterium Manhartsberg.

Manhartsberg war für mich zum innerlichen Mysterienspiel geworden. Erwachte ich aus der Berausung, betrachtete ich das Wort Manhartsberg pragmatisch. Mann-harts-berg. Ein Berg, hart selbst für einen Mann, aus Granit, Gneis, Glimmerschiefer. Ein Berg, an dem sich ein Mann die Zähne ausbeißen konnte. Ein Berg, viele Manns hoch. Ein Berg, hart zu besiegen für einen Mann. Ich wurde nicht müde, das Wort Manhartsberg im Geist zu führen. Untermauert wurde meine unbändige Lust, Worte zu meditieren, durch die damals wöchentlich ausgestrahlte Radio-Sendung »Achtung Sprachpolizei«. Sie legte in mir ein Talent frei, das bisher brach gelegen war. Die Liebe zum Wort, das Interesse am Wort, die Aufmerksamkeit für das Wort. Und so meditierte ich Wort für Wort. Limberg-Maissau etwa war ein beliebtes Meditationswort. Mystisch schon deswegen, weil die Orte an der Franz-Josephs-Bahn lagen und wir im Ort keinen Bahnhof hatten. Franz-Josephs-Bahn, auch ein Wort für Meditationszwecke. Wörter mit dem Selbstlaut i



klangen für mich wie Weihnachten, wie Winter, wie Zucker. Limberg = Zuckerberg. Weihnachtsberg. Winterberg. Kirschberg. Maissau. Mais-Sau. Ein Schwein, ausschließlich oder in erster Linie mit Mais gefüttert, mit Kukuruz. Kukuruz-Schwein. Manchmal, wenn Not am Mann war, wurde ich Heranwachsende mit Schubkarren und Sichel nach unserem Garten gesandt, der einen Kilometer außerhalb des Ortes am Bach lag, um als Übergangslösung, bis die Erwachsenen Zeit hatten, eine Fuhre einzufahren, Futter für die Stalltiere heim zu holen. Die Kukuruzstämme waren doppelt so lang wie meine schlecht ernährte Mädchengestalt, die Sichel übermächtig in meiner Hand, die Stängel weit stärker als meine Arme. Ein Kampf mit der Feldfrucht im Schweiß meines jugendlichen Angesichtes. Sehnsuchtsvoll erinnerte ich mich an schönere Tage, wo ich mit meinen Schwestern aus den Kukuruzkolben Damen mit Blondhaar gemacht und ihnen Zöpfe geflochten hatte...

Für mich hieß also Limberg-Maissau »Weihnachtsberg-Kukuruzschwein«. Ja, die Wörter und Worte hatten es nicht immer leicht mit mir...

Ich war schon fünfzig Jahre alt, da bestieg ich zum ersten Mal bewusst den Manhartsberg. Auf dem Gipfel sonnte sich friedlich ein Stein. Darauf standen bescheiden die Höhenmeter vermerkt: 537 m. Ich war zutiefst ergriffen und ließ mich auf den Stein sinken.

## ALS DER MIST NOCH ZUM HIMMEL STANK

Wer meint, Mist wäre gleich Mist und stank in den Fünfzigerjahren gleichermaßen zum Himmel, irrt gewaltig.

Als Bauernkind war meine Nase feinsinnig auf Mistgeruch eingestellt, ja man könnte sagen, ich war eine Mistexpertin, eine Mistgeruchsexpertin sozusagen. Noch heute, stelle ich mir eine bestimmte Art Mist vor Augen, kehrt augenblicklich der entsprechende Gestank in meiner Nase ein: zum Beispiel nach dumpfem Kuhmist, nach stechendem Rossmist, nach säuerlichem Saumist, nach lieblichem Vogelmist...

In den Fünfzigern bestimmte jeden Bauernhof ein zentral gelegener Misthaufen, der sich durch entsprechenden Gestank selbstbewusst jedem Besucher und jeder Besucherin breitwillig offenbarte, kaum, dass diese oder dieser das schwere Holztor einen Spalt weit geöffnet hatte.

Wer aber meint, Mist hätte damals nur im wörtlichen und nicht noch eindringlicher im übertragenen Sinn zum Himmel gestunken, der irrt gewaltig und hat sie nicht gesehen, die gebeugten Rücken, die ausgezehrten Leiber, die vereinsamten Mägde, die von der Arbeit gezeichneten Kinderhände... in den Dörfern der Fünfzigerjahre.

## DIE WUNDERSAME BEDEUTUNG DES MISTHAUFENS

Einmal erhielt der Misthaufen in unserem Bauernhof eine geradezu wundersame Bedeutung.

Ich war gerade in die Volksschule eingetreten, mit mir auch ein Bub aus einer Schule des Nachbarortes, die kurz wegen Renovierung geschlossen hatte. Er war das Einzelkind einer Wiener Familie und äußerst verhaltensoriginell, man munkelte, die Lehrer in Wien wären ihm nicht mehr Herr geworden, so dass die Familie aus dieser Ursache aufs Land übersiedelt war und sich im Nachbarort angemietet hatte. Der Bub zeigte interessante Erfahrung im Umgang mit Mädchen – war er doch schon in Wiener Schulen einige Male »sitzen geblieben« und daher älter an Jahren. Welterfahren, wie er uns schien, flott gekleidet und mit weißen Schuhen, keck frisiert, mit Fit und Flott in den Haaren, bot er mit seinem Wiener Schmäh willkommene Abwechslung im grauen Dorfleben. Er nützte unsere Anbetung postwendend aus und erzählte blumig über seine tollkühnen Abenteuer, die ich in meiner kindlichen Einfalt selbstverständlich für bare Münze hielt

Eines Tages lockte er ein paar »Auserwählte« zu sich heran, um ihnen ein Geheimnis anzuvertrauen. Er hätte auf die Misthaufenmauer Schnüre gehängt und – siehe da – nach einigen Tagen wären Flügel daran gewachsen. Damit habe er doch tatsächlich einige Meter hoch fliegen können – ein himmlisches Lustgefühl, wie er es theatralisch beschrieb.

Kaum von ihm empfohlen, schon von mir geplant und durchgeführt: Nach Schulschluss schlich ich mich nun tatsächlich mit zwei Garbenbinderschnüren über den Hof zum Misthaufen, steckte die beiden Schnüre in einem Abstand von etwa einem halben Meter mit den dicken Enden in den Mist und ließ sie also die Misthaufenmauer herunterbaumeln. Als ich abends zum x-ten Mal Nachschau hielt, ob schon ein Flügelansatz zu erkennen wäre, bemerkte ich schließlich, dass Vater inzwischen die Schnüre entfernt haben musste. Er konnte und sollte ja nicht

um das Wunder wissen, das bald hier geschehen sollte. So brachte ich erneut Schnüre an einem versteckten Winkel im Mist an. Nun fielen aber Mutter die parallel hängenden Schnüre ins Auge. Sie vermutete sofort einen Zusammenhang mit meinen oft sonderbaren Kinderspielen. Nach einigem Zögern offenbarte ich mich ihr und erzählte vom angeblichen Wunder unseres Schulfreundes, der aus Wien ausgezogen war, uns das Fürchten zu lehren. Mutter, die uns vier Kinder in partnerschaftlicher Liebe zu erziehen versuchte und unsere Sorgen und Problemen ernst nahm, konnte sich aber diesmal nicht halten und prustete vor Lachen lauthals heraus. Meine Gutgläubigkeit gab ihr zu denken, und behutsam nahm sie die Gelegenheit wahr, mich in die Welt der Bosheit und Verlogenheit einzuführen. Es gehörte aber zum Beginn meines Ablösungsprozesses von daheim, dass ich damals eher meinem Mitschüler als Mutter vertraute.

Wochen später hatte ich nämlich alle Enttäuschung längst vergessen. Diesmal verlangte unser neuer Mitschüler die Unterschriften von uns Mädchen auf vorbereitete Zettel. Wir erhielten dafür das Versprechen, dass jede von uns ein Puppenhaus gewinnen würde, einen Kubikmeter groß. Und er schmückte in der Phantasie das Haus zu einem Puppenpalast aus. Je weiter wir Münder und Augen aufrissen, desto phantasiereicher und blumiger erzählte er. Wieder bedurfte es eines langwierigen Deprogrammierungs-Prozesses durch meine Mutter, meine bedenkliche Gutgläubigkeit zu erschüttern.

## SAU ABSTECHEN

Zu den Tieren auf den Bauernhöfen hatten wir Dorfkinder ein zwiespältiges Verhältnis. Einerseits waren sie nicht wegzudenken, weil sie in uns Spielfreude hervorriefen, besonders Katzen, Hunde und Haushasen. Andererseits störten uns Bauernkinder die »Viecher« oft: Das Federvieh zwickte uns in die Beine, die Pferde schnappten nach unseren Armen, die Kühe belästigten uns mit den Schwänzen, die Mäuse stahlen sich in die Küche, die Ratten stellten sich uns im Hauskeller, die Haustauben schissen das Trettenpflaster an, die Kröten krochen in unsere Gummistiefel, die Fliegen beschmutzten die Fenster und umringten den Mittagstisch. Wenn die Muttersau Ferkel warf, mussten die Neugeborenen die erste Zeit Tag und Nacht vor dem schweren Körper der Muttersau geschützt werden. Kam ich an die Reihe, hatte ich im engen Saukäfig Furcht, weil man nie wusste, ob die Sau in der Sorge um ihre Jungen nicht rabiat werden und angreifen würde. So schaute ich vom Schemel aus angstvoll in Richtung Käfigtür und wischte mit einem Strohbüschel den neugeborenen Ferkeln den Schleim aus dem Mund, um sie vor einem etwaigen Erstickungstod zu retten. Mit den Armen musste ich die rosa Winzlinge schützen, wenn sich die schwere Muttersau wendete. Nicht selten rief ich in meiner Furcht den »Sau-Toni«, den Hl. Antonius, den Patron der Schweine, zu Hilfe.

Die Katzen gebaren zu viele Junge, so dass wir immer unsagbar traurig waren, wenn man sie noch am Tag ihrer Geburt – ein Kätzchen ließ man bei der Katzenmutter – in einem Sack an die Misthaufenmauer knallte, um sie schmerzlos zu töten.

Was das Töten von Haustieren anbelangte, mussten wir Dorfkinder Grauenvolles in den Häusern mit ansehen: Das Huhn wurde zum Schlachten am Hals gepackt, derselbe auf die Misthaufenmauer gelegt. Mit einer Hacke wurde ihm sodann der Hals abgehackt. Das Zucken des warmen, zum Glück schon unempfindlichen Tierkörpers war Grauen erregend, bevor das Huhn zum Zweck des Federnrumpfens mit heißem Wasser überbrüht wurde.

Die Schweine wurden vor ihrer Schlachtung vom Stall in den Hof getrieben. Ein Fleischer im Ort oder ein kräftiger Bauer holte mit einem kräftigen Schlägel aus, um das Schwein auf den Kopf zu treffen und bewusstlos zu schlagen, ehe er mit einem riesigen Schlachtmesser das Tier in die Halsader stach. Alle Arten der Schlachtung auf den Höfen waren auf möglichst schmerzfreie Art durchgeführt worden. Jedoch konnte es freilich sein, dass der erste Schlag nicht glückte. Wenn der Schlächter etwa schon zu viel getrunken hatte, selber schon taumelte und keine Kraft mehr hatte, dann war das Schwein durch den Schlag nicht bewusstlos geworden und wankte grölend im Hof umher, der Bauer mit dem Knecht hinterdrein, um es wieder auf den Schlachtplatz zu treiben. So konnte also das Sau-Abstechen in manchen Bauernhöfen zum Kampf zwischen Tier und Mensch werden, den wir Kinder aneinander gekauert mit zugehaltenen Ohren gewollt oder ungewollt miterleben mussten. Auch war es schon vorgekommen, dass nach dem Stich in den Hals die Sau nochmals röchelnd den Kopf hob, ja sich gespenstisch aufrichtete und noch ein paar Schritte im Hof wankte oder zubiss und dem Schlächter eine Fingerkuppe abbiss. Und war gar schlecht gestochen worden, konnte es geschehen, dass die gestochene Sau nochmals geisterhaft eine schaurig leise Runde über den Hof taumelte, ehe sie erschöpft und Blut überströmt zusammenbrach. Das Auffangen und Rühren des warmen Blutes, das niemand gerne tat, überließ man den Bäuerinnen.

Schlimm war es auch, anzusehen, wie die Eltern eine Kuh zwecks Zeugung zum Stier trieben.

Neugierig und angewidert zugleich stierten wir Kinder auf das rosarote allzeit bereite Zeugungsorgan des Stieres.

So fand der anschauliche Aufklärungsunterricht für die meisten Dorfkinder statt.